

Orthoptera.

Die afrikanische Wanderheuschrecke.

Von Albert Grabe, Dortmund.

In den Jahren 1904—07 hatte ich Gelegenheit, als Schutztruppenangehöriger in der ehemals deutschen Kolonie Südwest-Afrika mich dem Studium der Insekten, insbesondere der Heuschrecken, zu widmen. Da mir mangels fachlicher Vorkenntnisse und Literatur eine wissenschaftliche Forschung nicht möglich war, habe ich versucht, durch angeborene Liebe zur Natur, unermüdlichen Eifer und unbezähmbare Neugier das zu ersetzen, was mir an wissenschaftlicher Vorbildung fehlte. Da meine Beobachtungen durch „keinerlei Fachkenntnisse getrübt“ waren, kann ich heute nicht einmal sagen, um welche Art der zahlreichen Wanderheuschreckenformen es sich handelte. Wir bezeichneten die gerade in der südwestafrikanischen Steppe ungeheuer zahlreich vorkommenden Heuschreckenarten mit den dort kursierenden Namen, wie Dickpenz (eine Dornschröcke mit stacheligem Thorax und sehr dickem Hinterleib), Riesenheuschrecken (über daumenstarke braune Arten), Stabheuschrecken (wovon ich nur ein Stück erbeutete, das mit einem gewöhnlichen Suppenteller nicht ganz überdeckt werden konnte), Wanderheuschrecken, Schnarr- und Klapperheuschrecken (mit roten und blauen Hinterflügeln, beim Fliegen Töne von sich gebend), Gespenstheuschrecken (bizarre, schlanke, schwärzliche Tiere) und Feldgrillen (kleine „Grashüpfer“, ähnlich unseren Feldheuschrecken, aber in zahllosen Arten vorkommend).

Von all diesen Arten hatte ich mir eine ansehnliche Sammlung zugelegt, die ich leider zurücklassen mußte, weil ich die meiste Zeit, auf einem Esel reitend, ruhelos das Land durchquerte. Arm wie ein Scherenschleifer kam ich schließlich zur Küste und nur vier Flügel der häufigen Wanderheuschrecke im Notizbuch verwahrt, rettete ich als Andenken an den ungeheuren Heuschreckenreichtum dieses Landes in die Heimat.

Da ich nach Empfang der Feuertaufe gar bald von der Kampftruppe zur Nachrichtentruppe wechselte und fortan meine Tage und Nächte als fliegender oder stationärer Signalist meist auf abgelegenen kleinen Stationen auf den höchsten Geländepunkten, nur von wenigen Bedeckungsmannschaften umgeben, verbrachte, in mir auch das Bestreben, Diamanten und Petroleum zu finden, zur fixen Idee herangereift war, konnte man mich mehr als jeden anderen überall da finden, wo kaum noch eines Menschen Fuß seine Spur eingezeichnet hatte. Jede freie Minute nutzte ich aus, um Naturstudien zu treiben oder Naturschätze

zu suchen. In der Namibwüste, wo einige Jahre später von einem Kapnegger ein reiches Diamantfeld entdeckt wurde, schleppte ich glitzernde Steine zusammen, die vielleicht nur Quarzstücke oder Bergkristalle, vielleicht aber auch Rohdiamanten waren, die mir ein sorgloses Leben gesichert haben würden — wenn nicht der ganze Krempel von mir hätte zurückgelassen werden müssen.

Doch ich wollte ja von Wanderheuschrecken erzählen. Die Jugendstadien dieses Tieres bezeichneten wir mit dem kap-holländischen Ausdruck „Footgangers“ (Fußgänger), weil ihre Flügellosigkeit sie zwingt, ihren Weg hüpfend (also zu Fuß) zurückzulegen. Ich hatte diese Form der Wanderheuschrecke noch nicht gesehen, als ich an einem Vormittage, nur mit meinem „Kuhbein“ (Gewehr) bewaffnet, allein meiner etwa 20 Minuten von meiner „Wohnung“ entfernt liegenden Signalstation zustrebte. Ich mußte auf diesem alltäglichen Wege ein trockenes Revier (eine Ableitung vom englischen „River“ = Fluß) kreuzen, das nur nach Regen Wasser führte, was allerdings selten vorkam. Auf einer Entfernung von zirka 50 m sah ich zu meinem Erstaunen, daß aus der Mitte des sandigen Flußbettes über Nacht ein Quell entsprungen war, der nach fünf Seiten strahlenförmig auseinanderfloß. Endlich das langersehnte Petroleum! Das war mein erster Gedanke, und schon sah ich im Geiste meine „Petroleumfabrik“ hier entstehen. Beim Näherkommen bemerkte ich zahllose Fliegen über dieser Feuchtigkeit schwärmen. Mein Petroleumtraum war zerstört. Ganz nahe herangekommen sah ich weder Petroleum, noch Wasser, noch Fliegen. Das ganze Bild war weiter nichts, als die Geburt eines Wanderheuschreckenschwarmes. Aus einer kaum 1 qm großen Sandstelle krochen unaufhörlich kleine, etwa ziegelrote Heuschreckenlarven, die sich hüpfend im Prozessionszuge nach verschiedenen Richtungen hin ins Gelände verkrümelten.

Ich habe später noch zwei solcher Footgangers-Züge angetroffen, die sich ebenfalls geschlossen wie ein Fluß langsam hüpfend fortbewegten. Jeden dieser Züge habe ich auf mehrere Millionen Individuen geschätzt. Unbegreiflich finde ich heute noch, daß die Tiere alle auf einer Stelle geboren wurden. Das läßt darauf schließen, daß mehrere Weibchen auf der gleichen Stelle ihre Eier abgelegt hatten, diese Stelle aber eine mir verborgen gebliebene Anlockungseigenschaft besessen haben muß.

Die jungen Heuschreckenlarven stürzen sich nun auf alles, was pflanzlicher Beschaffenheit ist, und im Kampfe um die immer spärlicher werdende Nahrung zerstreuen sich die Schwarmteilnehmer über ein weites Gelände, was ich durch tägliche Kontrollgänge feststellte. Sind sie recht feist geworden, dann ziehen die Hottentotten mit Behältern in die Schwarmgegend, fangen die Tiere zentnerweise ein, brühen sie mit heißem Wasser ab, schmoren sie in Fett (welches aus dem Schwanz des afrika-

nischen Fettschwanzschafes gewonnen wird und sehr gut schmeckt) und verzehren sie auf die natürlichste Art und Weise, nämlich ohne Messer und Gabel. Da diese Prunkmäher nicht ohne Futterneid verlaufen (man denke sich zehn hungrige Schweine und einen Futtertrog, der nur für acht Platz bietet, und man hat das getreue Ebenbild eines solchen Footgänger-Festessens), muß man annehmen, daß eine geschmorte Heuschrecke ein nicht zu unterschätzender Leckerbissen ist. Der Geruch eines derartigen Fleischgerichtes, der wohl durch Versengen der Fühler, Tibien und Tarsen entsteht, wirkt auf europäische Nasenlöcher nicht gerade appetitanregend. Daß aber Heuschrecken auch ungeschmort nicht schlecht schmecken, bewiesen uns die in der Schwarmzeit zahlreich auftretenden Heuschreckenvögel und Sekretäre, die infolge ihres Nutzens unter Naturschutz standen.

Endlich häutet sich der Footgänger, der seine schöne rotbraune Jugendfarbe allmählich eingebüßt hat, zum letzten Male, und ein ganz anderes Geschöpf sitzt vor uns. Dunkelgrau ist sein Gesamteindruck und lange glänzende, mit grauen Flecken gezierte Flügel schmücken das harmlos aussehende anmutige Heupferdchen. Schüchterne Flugversuche wechseln mit grotesken Sprüngen ab, um das wertvolle Leben in Sicherheit zu bringen, wenn man in seine Nähe kommt. Fleißig wird der Magen noch mit Atzung gefüllt; ein schier unstillbarer Hunger ist die Folge der anstrengenden letzten Häutung und des damit verbundenen Fastens. Ich streife mein Beobachtungsrevier täglich ab und stelle fest, daß die Zahl der geflügelten Tiere zusehends wächst. Schon nehmen die Flüge einzelner Tiere beachtenswerte Entfernungen an. Der Schwarm scheint vollzählig in den Imaginalzustand eingetreten zu sein, als ich eines Morgens meine Herde besichtige. Noch sind die Tiere von dem nächtlichen Tau halberstarrt. Doch der Selbsterhaltungstrieb ist nicht mit eingefroren. Im eleganten Bogen sausen erst einzelne, dann immer mehr aus dem Bereich meiner genagelten Kommißstiefel. Das Spiel dauert etwa zwei Stunden. Immer mehr füllt sich die Luft mit Heuschrecken, und um zehn Uhr beobachte ich eine regelrechte Schwarmbildung. Bis zu 100 m und höher erheben sich die Tiere und ziehen, der schwachen Luftströmung folgend, in die ihnen unbekannte Welt. Schon sind die ersten Vorläufer außer Sichtweite, aber immer noch schießen, wie aus der Erde gewachsen, Hunderte und Tausende von Heuschrecken empor, um sich dem Zuge anzuschließen, der sich oft stundenlang in der Luft erhält. Um elf Uhr vormittags sehe ich nur noch eine riesige dunkle Wolke sich dem Horizont zuwälzen und ich bedauere die Stelle, die sich die hungrigen Tiere als Ruheplatz aussuchen.

Solche Riesenschwärme habe ich zu Dutzenden beobachtet. Oft waren sie so dicht, daß die Sonne nicht genügend Kraft behielt, um unseren Heliographenbetrieb auf größere Entfer-

nungen aufrecht zu erhalten. Wir mußten der Naturgewalt weichen und die Nachrichtenübermittlung einstellen. Der Heliograph besteht aus einem glattgeschliffenen, kreisrunden Spiegel von 10 cm Durchmesser, der durch eine sinnreiche Vorrichtung so eingestellt wird, daß die Gegenstation den in den Spiegel fallenden Sonnenschein sieht. Durch Hebelbewegungen werden nun diese Sonnenblitze als Punkte und Striche der Gegenstation sichtbar gemacht, so daß mit Hilfe des Morsealphabetes die Übermittlung von Nachrichten auf Entfernungen bis zu 80 (teilweise bis zu 120) Kilometer möglich ist. Allerdings gehört zu diesen Entfernungen eine absolut klare Luft, wie sie in Südwestafrika vorhanden ist. Bei trübem Wetter oder beim Vorbeiziehen eines Heuschreckenschwarmes kann man natürlich auf große Entfernungen nicht „blitzen“. Da die erstere Tatsache selten eintrat, war uns das Auftreten eines Heuschreckenschwarmes immer eine willkommene Gelegenheit zum Faulenzen.

Nur einmal im Leben war es mir vergönnt, einen ruhenden Heuschreckenschwarm zu passieren. Wir hatten uns, um nicht in die Sonnenhitze zu geraten, schon früh auf die Strümpfe (lies Maulesel) gemacht und kamen gegen vier Uhr früh auf eine Stelle, die sich schon vorher im Schummerlicht als wesentlich dunkler aus ihrer Umgebung hervorhob. Auf einem Terrain von etwa 1—200 m im Durchmesser saßen Millionen von Heuschrecken in dicken Klumpen an allen hervorragenden Gegenständen (Zweigen, Steinen usw.). Nicht ein einziges Tier hatte auf dem Sande selbst Platz genommen. Vor lauter Übermut ritten wir in die dicksten Klumpen hinein, doch ist es uns nicht gelungen, ein Tier zu töten. Eine furchtbare Hopserei entstand unter den Heuschrecken, und das tausendfache Beispiel verführte unsere Maulesel zum Mithopsen, so daß wir, mit den Fingern in Schweif und Mähne festgekrallt, wie der Blitz aus der krabbelnden Hölle heraussausten und erst nach einigen Minuten unseren Todesritt in einen sanften Hottentotentrab überleiten konnten. Die Tatsache, daß sich die erstarrten Wanderheuschrecken vor den Hufen unserer Maulesel retteten, gibt mir Veranlassung, bezüglich aller Berichte über Steckenbleiben von Eisenbahnzügen usw. in Heuschreckenschwärmen leise Zweifel zu hegen. So ganz freiwillig läßt sich selbst ein Heuschreck nicht überfahren.

Einer anderen Ente möchte ich bei dieser Gelegenheit den Hals umdrehen. Im Jahrgang 40 unseres Jahrbuches berichtet auf S. 61 Herr Dr. Rüdiger zweifelnd: „In diesem Jahrbuch von 1918 berichtet Rosenbaum von einem Sergeanten, dem in Südwestafrika im Laufe von drei Jahren viermal ein Ohrwurm ins Ohr kroch. Auch seine Kameraden hätten darunter gelitten . . .“ Mir ist das Jahrbuch von 1918 nicht zur Hand. Die oben wiedergegebenen Worte könnten in der gebrachten Form aber den Anschein erwecken, als wenn die Angaben von

mir stammten. Doch ich schwöre beim Barte des Propheten: „Nie habe ich in den drei Jahren als eifriger Insektenjäger einen Ohrwurm gesehen oder im Ohr gehabt“. Ich bezweifle sogar, daß dieses oder ein ähnliches Vieh die früher deutsche Kolonie bewohnt, es sei denn, daß mein lieber Mitkämpfer die Termiten als Ohrwürmer determiniert hat, die sich allerdings nicht genieren, dem Schläfer ins Ohr zu krauchen, auch wenn er zur Klasse der Sergeanten gehört. Ich will nicht annehmen, daß die in manchen Truppenunterkünften zahlreich vorhandenen *Cimex lectularius* (deutsche Importen!) von entomologisch ungeschulten Leidensgenossen als Ohrwürmer bezeichnet wurden, wie einige z. B. die Moskitos mit den Eskimos verwechselten.



Ein Insekt rettet Millionen.

Die australische Landwirtschaft war seit vielen Jahren von einem Unkraut bedroht, einem stacheligen Kaktus, der Stachelbirne, die 1838 von Dr. Carlisle in Australien eingeführt worden war, sich schon im Jahre 1870 über Queensland und Neuseeland verbreitet und im Jahre 1916 gegen 10 Millionen Hektar fruchtbaren Ackerlandes ergriffen hatte, während es jetzt über 20 Millionen Hektar sind. Jede Bekämpfung durch Umpflügen oder schädliche Chemikalien erwies sich als unwirksam. Da erinnerte man sich an die guten Erfolge, die man bei der Unkrautbekämpfung in Indien und Ceylon mit Insekten gemacht hatte. Als allein erfolgreich erwies sich schließlich ein *Cactoblastia* (?) genanntes Insekt, das nun Australiens Hoffnung ist. Es ist sehr anpassungsfähig, vermehrt sich rasch, ernährt sich nur von der Stachelbirne und ist gegenüber klimatischen Einflüssen sehr widerstandsfähig. Man widmet seiner Zucht jetzt jährlich 400 000 Mark und wartet gespannt, welche Früchte diese Ausgabe bringen wird. Im Jahre 1930 wurden 500 Millionen Eier verteilt. Jedes Schmetterlingsweibchen legt zweimal jährlich etwa 75 Eier in die Stachelbirne, in der die 2,5 Zentimeter langen Raupen in Häufchen von 20 bis 100 ihre Zeit verbringen. Die Verpuppung im Kokonstadium dauert fünf Wochen, der sich dann entwickelnde Schmetterling bzw. die Motte lebt nur wenige Tage. Die Raupen höhlen die Pflanze, sogar ihre Wurzeln durch ihre Gänge aus, zersfressen sie und bereiten den Boden für Pilze und Fäulnisbakterien vor, die der Pflanze den Garaus machen. Sie wird gelb, welkt dahin, und nach einigen Monaten ist von ihr nichts als ein Gerippe und die äußere Hülle übriggeblieben. So kann man das Unkraut rasch und billig auf weiten Flächen beseitigen.

(L. N. N.)



ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Entomologisches Jahrbuch \(Hrsg. O. Krancher\). Kalender für alle Insekten-Sammler](#)

Jahr/Year: 1932

Band/Volume: [1932](#)

Autor(en)/Author(s): Grabe Albert

Artikel/Article: [Die afrikanische Wanderheuschrecke 156-160](#)